Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang. Februar 1916. No. 2.

Ich will euch geben, was recht ist. Matth. 20, 4.

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg gehört zu Jesu Antwort auf der Jünger Frage: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?" Selbst im engsten Jüngerkreise taucht die Lohnfrage wiederholt auf und steht nur zurück hinter der Frage nach Rang und Ehren im Reiche Gottes. Wie schmerzlich das den Herrn berührt und wie das der Jünger Gemeinschaft mit ihm und seinem Reiche überhaupt gefährdet, zeigen seine Antworten. Wahrlich, keiner, der Jesu dient, kommt zu kurz; hundertfältig wird ihm schon in dieser Zeit alles ersetzt, was er um Jesu willen verlassen oder verloren hat. Ueberreichlich lohnt der Herr schon hier, damit niemand einen Rechtsanspruch erhebe auf Leben und Seligkeit und das „allein aus Gnaden" bestehe in alle Ewigkeit. Für jeden Dienst gibt uns der Herr, was recht ist und noch mehr dazu. Petri Schiff dient ihm bei einer Predigt als Kanzel und er gibt ihm dafür jenen wunderbaren Fischzug, Luk. 5. Jeder Diener Jesu hat, freilich in bescheidenerem Maße, erfahren, was einst ein Dominikaner-abt gesagt haben soll: „Mein Gelübde der Armut trägt mir jährlich hunderttausend Kronen ein und mein Gelübde des Gehorsams hat mich zum Herrscher gemacht." Selbst vom irdischen Standpunkte aus lohnt es sich, in Jesu Dienst zu treten, auch im bescheidensten Gemeindeamt. Warum erhebt sich aber immer wieder die Frage: „Was wird mir dafür?" Weil auch der Christ Fleisch und Blut noch nicht völlig abgetan hat und daher die natürliche Selbstsucht sich der Selbstverleugnung an die Fersen heftet, ja oft im Gewand der Selbstverleugnung einhergeht zu eigener und anderer Täuschung. Was ist das Klagen über des Tages Last und Hitze, was ist das Murren über die den späteren Mitarbeitern widerfahrene Güte, was ist der Anspruch auf besondere Berücksichtigung und Anerkennung anderes als Lohnsucht, ja als ein verzweifelter Versuch, möglichst viel Gewinn aus dem Dienst herauszuschlagen! Sie erhalten aber von dem Hausvater nur den von ihnen ausbedungenen Lohn, nicht mehr, nicht weniger. Doch solche Gesinnung macht alle weitere Gemeinschaft mit ihm unmöglich: „Nimm, was dein ist und gehe hin!" Welch furchtbare Enttäuschung, daß auch solche, die tatsächlich des Tages Last und Hitze im Dienste des Herrn getragen, die nach Matth. 7 wirklich in seinem Namen geweissagt, Teufel ausgetrieben und große Taten getan haben, verworfen werden mit dem Wort: „Weichet alle von mir, ihr Uebeltäter!" Wenn dieses Urteil schon die wirklichen Arbeiter im Reiche Gottes trifft, nur weil sie nicht in der rechten Gesinnung ihren Dienst

verrichtet haben, wie wird es solchen Christen ergehen, die überhaupt nicht zugreifen, sondern gleichgültig die Weinbergsarbeit andern überlassen? Die Not drängt; fünfmal am Tage, noch zur elften Stunde sucht der Herr Arbeiter. Wohl dem, der im Glauben dankbar folgt, selbstlos dient und jeden Gedanken an Lohn und eigenmächtiges Nehmen abweist im Vertrauen auf seine Verheißung: „Ich will euch geben, was recht ist."

Segnungen des Krieges.

Eines der größten Rätsel des menschlichen Lebens ist das Leiden. Finster und drohend wie eine unheimliche Macht, die unwiderstehlich eingreift in unser Leben, erscheint es dem natürlichen Menschen. Keiner kann ihm ganz entgehen, und manch einen überwältigt es wie wilde Wasserfluten, die in ihren Strudel hinunterreißen in die Tiefe. Schon aus alter Zeit ertönt die Frage: Warum muß der Mensch, auch der Fromme, leiden? Das Leiden ist Strafe der Sünden, sagen Hiobs Freunde; der anscheinend Fromme ist eben im Geheimen ein Sünder, sonst würde es ihn nicht treffen. Sünde ist die selbstverständliche Voraussetzung des Leidens bei den Juden. „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?" fragen die Jünger den Herrn beim Anblick des Blindgeborenen. Aber Jesus antwortet: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar werden an ihm." (Joh. 9, 2, 3.) Und wer kennt nicht jenes noch viel wunderbarere und rätselhaftere Wort im Hebräerbrief, wo von dem Herrn selbst gesagt wird: „Obwohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernt." Heb. 5, 8.

Gewiß ist ein tiefer, innerlicher Zusammenhang zwischen Sünde und Leiden. Gewiß sind es die Sünden des Einzelnen und die Sünden der Nationen, denen wie die Wirkung der Ursache das Leiden folgt. Aber das ist es nicht allein, Gottes Werke werden offenbar durch das Leiden. Gottes wunderbare Erziehungskunst bedient sich dieses Mittels und vollbringt damit Wunder vor unseren Augen.

Wir stehen in einer rechten Leidenszeit. Wohl hat den Einzelnen Gleiches schon immer betroffen, aber jetzt sind es nicht Einzelne mehr. Tausende und Abertausende gehen durch die tiefsten Tiefen von Schmerz und Leid. Es ist wie ein unermeßliches Meer von Jammer, das über die Erde flutet. „Strafe für unsere Sünden", — ja, gewiß, Strafe für unsere Sünden. Aber die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht und schafft Wunder göttlicher Gnade durch diese schwere Zeit der Heimsuchung. Natürlich denken wir dabei in erster Linie an unser noch nie von seinen Feinden so viel geschmähtes, noch nie von seinen Kindern so heißgeliebtes Vaterland. Von ihm kann mit Recht gesagt werden in dieser furchtbaren Leidenszeit: „Gott hat sein Volk heimgesucht." Mit Schmerz sahen wir vor dem Krieg den anscheinend hoffnungslosen Parteihader, mit Angst, wie unser Volk in Gottvergessenheit und irdischer Gesinnung sich je länger je mehr

zu verlieren schien. Und was für eine herrliche Erneuerung haben wir erleben dürfen! — „Ein einig Volk von Brüdern", zu jedem Opfer willig und bereit. „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde." Und unser Volk ist wieder ein gottesfürchtiges und betendes Volk geworden. Es ist ein Wunder vor unseren Augen und ein großer Trost zu wissen, die Ströme von Blut und Tränen fließen nicht umsonst. So kann man wohl auch von den Segnungen des Krieges reden und dazu möchten wir auch das Folgende rechnen.

Da dieses Blatt in erster Linie sich mit der Liebesarbeit der Frauen beschäftigt, soll hier einiges berichtet werden von der Tätigkeit der deutschen Frauen in dieser schweren Zeit. Wir entnehmen dasselbe einem Aufsatz von Dr. Agnes Harnack, der Tochter des bekannten Berliner Theologen; derselbe erschien im „International".

„Als die Heere ins Feld zogen, blieben in Palast und Hütte Hunderttausende von Frauen allein zurück. Was sollten sie tun? Der erste Wunsch war natürlich in der Pflege der Truppen, sonderlich der Verwundeten, zu helfen. Eine entsprechende Organisation dafür bestand bereits im Roten Kreuz, dem auch schon geschulte Kräfte in den Diakonissen, katholischen Schwestern und Roten Kreuz-Schwestern zur Verfügung standen. Diese Organisation ist nach ihren Statuten berechtigt, in Kriegszeiten Helferinnen beizuziehen, die in kurzen Unterrichtskursen vorbereitet werden. Von diesem Recht wurde ausgiebig Gebrauch gemacht. In Berlin allein wurden 23,000 in der Zeit vom 1. August bis 1. November unterwiesen. Ihre Arbeit ist freiwillige Liebesarbeit und muß unentgeltlich geschehen.

Noch 1870 war die Fürsorge für die Verwundeten die einzige Gelegenheit für die Frauen. Im gegenwärtigen Krieg ist das ganz anders geworden. Damals ging das Leben im Ganzen seinen gewohnten Gang; heute gleicht Deutschland einer belagerten Festung. Handel, Gewerbe und Ackerbau, fast alle Verhältnisse sind in Mitleidenschaft gezogen und müssen sich irgendwie anzupassen suchen. Ueberdies sind uns die Pflichten gegen unsere Nebenmenschen zu klarerem Bewußtsein gekommen. Auch haben wir jetzt eine ganze Anzahl Frauen, die durch ihre Erziehung und Erfahrung befähigt sind, an der Lösung der Aufgaben, die der große Krieg in der Heimat gebracht hat, mitzuarbeiten.

Schon am 3. August versammelten sich die Wohltätigkeitsvereine von Berlin im Stadthaus. Der Zweck war, die bestehenden Frauen-Vereine zu einer Zentral-Vereinigung zu verbinden. Auch die sozialdemokratischen Frauen waren zur Mitarbeit bereit. Die Arbeitseinteilung geschah im Anschluß an die Stadtdistrikte und deren Armenpflege. Nach der Zahl derselben wurden 23 Komiteen gebildet mit je 2 Frauen an der Spitze, eine von den bürgerlichen Parteien, die andere von den Sozialdemokraten. Viele andere Städte folgten dem Beispiel Berlins, so daß überall so ziemlich nach demselben Plan gearbeitet wird. Zuerst mußten die unterstützungsbedürftigen Familien der Soldaten aufgesucht und ihre Verhältnisse geprüft werden. Dann kam die Sorge für die Beschäftigungslosen. Im ersten Kriegsschrecken waren eine Menge Fabriken, besonders die, welche Luxusartikel und

Kleider verfertigten, plötzlich geschlossen worden, und Tausende waren brotlos. Bei den Komiteen drängten sich überall die Hilfsbedürftigen. Mitte September hatten wir 29,000 in einer Woche. Was vor allem not tat, war, den Hungernden Speise zu geben. Eine große Zahl Volksküchen und Speisesäle wurden eröffnet. In der letzten Augustwoche verteilte der vaterländische Frauenverein für 14,000 Mark Speisekarten.

Aber hier zeigte sich eine Schwierigkeit. Manche Frauen wollten nicht in den öffentlichen Speiseanstalten essen, wo jederman sie sehen konnte. Lieber wollten sie in ihren eigenen vier Mauern hungern. „Mein Mann möchte das nicht", wurde oft als Grund angegeben. „Unsere Männer sind fort und wir haben keine Arbeit. Können wir nicht wenigstens unsere eigenen Mahlzeiten kochen?" wurden wir wieder und wieder gefragt. Wir entschlossen uns daher öfters, Karten für Vorräte auszugeben, obwohl wir uns sagen mußten, daß diese Weise der Verteilung die Qualität der Speisen verschlechtern und die Kosten erhöhen müsse. Ethische und ökonomische Rücksichten waren hier schwer zu vereinigen.

Besondere Aufmerksamkeit wurde den Kindern zugewendet. Der Kinderschulverein unter Pastor Sigmund Schulzes Leitung übernahm die Fürsorge für die kleinen Kinder. Die Schulkinder wurden in den Schulen gesammelt und von dort in die Speisehallen geschickt oder in Kinderhorten für den ganzen Nachmittag untergebracht. Ueberall mußte sorgfältig ausgewählt werden, denn die Mittel reichten oft kaum für die dringendsten Fälle.

Alle diese Maßregeln trafen das Uebel nicht an der Wurzel; sie waren sogar bedenklich in gewissem Sinne, denn sie waren ja nur ein Versuch, eine möglichst große Zahl Menschen während des Krieges zu ernähren, ihr Wert daher in ökonomischer und ethischer Beziehung zweifelhaft. Unser Hauptbestreben mußte sein, Arbeit zu beschaffen. Es gelang dem vaterländischen Frauenverein, eine große Zahl unbeschäftigter Kleidermacherinnen für die Versorgung der Armeen mit Zelttüchern, Brotbeuteln, Mänteln, Helmbedeckungen u. s. w. in Arbeit zu stellen. Die auf diese Weise nun Arbeit bekamen, waren so zahlreich, daß, als das Vertrauen wiederkehrte und die Kleidergeschäfte wieder anfingen, zu arbeiten, es teilweise an Arbeiterinnen fehlte.

Die mehr dem Luxus dienenden Betriebe blieben geschlossen und werden schwerlich vor Ende des Krieges wieder beginnen. Der nationale Frauenverein eröffnete für diese Beschäftigungslosen zwei Strickzimmer für etwa 800 Personen, obwohl die Beschaffung der Wolle ein sehr schwieriges Problem bildet. Auch wurde Arbeit zum Nachhausenehmen verteilt. Die Strickzimmer werden vielleicht Wegweiser zu verbesserten Fabrikmethoden werden. Sie haben sich im Ganzen sehr gut bewährt. Am Morgen werden die Zeitungen vorgelesen und auch unter Tags wird die eintönige Arbeit erheitert durch Lesen, Deklamieren und Singen. Das Mittagsmahl wird gemeinsam eingenommen, dann machen die Mädchen einen Spaziergang. Viele mußten erst stricken lernen und brachten zuerst wenig genug fertig. Aber alle sind froh an der Arbeit und glücklich in dem Bewußtsein,

einen Liebesdienst zu verrichten und an derselben Arbeit zu stehen „wie die feinen Frauen, die es zu ihrem Vergnügen tun." Sie haben auch ein besonderes Stricklied, nach der Melodie „Steh ich in finstrer Mitternacht", zu singen. Es ist sehr beliebt als Ausdruck ihrer patriotischen Gefühle und guten Wünsche für unsere Soldaten. Die mit der Leitung beauftragten Frauen freuen sich, zu sehen, wie sie immer mehr das Vertrauen der Arbeiterinnen gewinnen, wie Niedergeschlagenheit und Verbitterung verschwinden, und wie die Mädchen sich bestreben, gutes Betragen und feinen Ton in der Unterhaltung zu pflegen.

Allmählich gelang es den Frauen des vaterländischen Vereins, in mehr persönliche Beziehung zu ihren Schützlingen zu kommen. Nach den überwältigenden Anforderungen der zwei ersten Monate kam eine ruhigere Zeit; man konnte seinen Distrikt genauer kennen lernen und in der verschiedensten Weise behilflich sein. Da waren z. B. die Schwierigkeiten bei Beschaffung der Miete, die öfters Vermittlerdienste erheischten. Man mußte Rat geben und Beistand leisten in brieflichem Verkehr mit den Angehörigen in der Armee; und an Weihnachten unterzogen sich die Frauen der angenehmen Aufgabe, Weihnachtspackete für ihre Schützlinge abzuschicken. Sie lehrten die Hausfrauen, wie sie ihren Haushalt am besten einrichten konnten, verteilten Flugblätter über weise und unweise Sparsamkeit, Kriegskost und Rezepte; und ein Ausschuß von Hausfrauen wurde errichtet, um bei der Nahrungsmittelverteilung mitzuhelfen.

Besonders schwierig war es, den Jüngern der sogenannten freien Künste zu helfen. Von Woche zu Woche vermehrte sich die Zahl der Musiklehrer, Künstler, Schauspieler, Journalisten u. s. w., die keine Arbeit finden konnten und in bitterer Not waren. Es ist selten möglich, Arbeit für sie zu finden, man kann ihnen meistens nur in sehr bescheidener Weise durch Geldunterstützung, freie Wohnung oder Nahrungsmittel-Zusendung helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie mir's im Württ. Hilfslazarettzug Nr. 8 erging. *)

(Von einem verwundeten Offizier eingesendet.)

Ein serbisches Infanteriegeschoß hatte mir den rechten Arm durchschlagen. Von der Reise von der Front bis zum Kriegslazarett war ich nicht sonderlich erbaut, sie geschah teils zu Fuß, teils zu Wagen, beim Gehen versagte mir oft die Kraft, beim Fahren verursachte mir jeder Stoß auf den holprigen Wegen unheimliche Schmerzen. Einmal blieben wir auch drei Stunden im Schlamm stecken, aber end-

*) In demselben sind zwölf Schwestern des Diakonissenhauses tätig.

lich kamen wir doch im Kriegslazarett an. Das Reisen hatte ich nun gründlich satt und doch sollte es jetzt erst recht angehen im — Lazarettzug. Was wird's da alles geben, was wird man da alles über sich ergehen lassen müssen! Einen Lazarettzug hatte ich bis dahin nur von Weitem gesehen. Wenn früher ein solcher langsam seines Weges zog, so dachte ich, dort rollen die kleinen Wohnungen dahin, die so viel zerstörte oder geschädigte Gesundheit, so viel Ach und Weh in sich bergen. Und doch sind die Insassen eines Lazarettzugs aus dem Gröbsten heraus. So und ähnlich dachte ich, als mich das „Rote Kreuz-Auto" vom Lazarett aus auf den Bahnhof zum Lazarettzug brachte. Doch ich wurde bald angenehm enttäuscht. Der ganze Zug war hell erleuchtet, eine behagliche Wärme strömte mir aus dem Innern der Wagen entgegen, hilfreiche Hände gabs allerwärts. Bequeme Stühle luden zum Ausruhen ein, die Betten waren weich und weiß überzogen und auch sonst alles peinlich sauber. Die Seele der ganzen Verpflegung in meinem Wagen war die Schwester. Schon nach den ersten Begrüßungsworten hatte ich gemerkt, sie ist eine Schwäbin, dabei wurde mir's gleich ganz warm ums Herz, war doch meine mütterlich besorgte Hauswirtin während meiner Einjährigenzeit auch eine Schwäbin gewesen; darum dachte ich, bei den Schwaben bist du gut aufgehoben. Und so war es auch. Abends war unsere Schwester die letzte und morgens die erste und in den meisten Nächten war sie auch da. Sie kam gerufen und ungerufen, um Not zu lindern und Trost zu spenden. Unsere Schwester fand keine Zeit, müde zu sein. Sie bettete jeden Kranken, wie es ihm am bequemsten war, behandelte alle mit derselben Freundlichkeit und hatte immer und für jeden ein freundliches Wort. Um einem Kranken einen Wunsch zu erfüllen, war ihr kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß. Die Liebesgaben verteilte sie ganz unparteiisch und mit Freuden. Mir, dem die rechte Hand den Dienst versagte, lieh sie die ihrige, und andere, die nicht gehen konnten, unterstützte sie beim Gehen. Doch fehlte es unserer guten Schwäbin auch nicht an Energie. Einem Schwerverwundeten, dem strenge Diät verordnet war, versagte sie standhaft, was für ihn nicht taugte. Sie trug ihre Frömmigkeit nicht zur Schau und war immer heiter und guten Mutes, was mir besonders wohlgefiel. Unter den katholischen und evangelischen Kranken machte sie keinen Unterschied und pflegte alle mit der gleichen christlichen Liebe. In gleichen Sinne verrichtete auch unser getreuer Krankenwärter unverdrossen täglich seine Pflicht, uns, wenn irgend möglich, jeden Wunsch, jede Bitte gewährend. Am letzten Tag der Reise sammelten wir uns ums Harmonium, spielten und sangen noch Ernstes und Heiteres und unsere Wohltäterinnen nahmen für kurze Zeit auch teil daran und freuten sich mit uns. Das Reiseziel war erreicht, wir wurden ausgeladen, und ich fand kaum Zeit, meiner getreuen Pflegerin einen flüchtigen Dank zuzuwinken. Möge ein gutes Gewissen und das Bewußtsein, ihre Pflicht voll und ganz erfüllt zu haben, Lohn für ihre Guttat sein.

(Blätter aus dem Stuttgarter Diakonissenhaus.)

Der Stand unserer Arbeit am 1. Januar.

Obwohl unser Jahresbericht im Oktober nähere Einzelheiten bringt, ist unseren Freunden doch gewiß folgende kurze Uebersicht über den Stand unserer Arbeit zur Jahreswende von Interesse. Die Schwesternschaft bestand am 1. Januar aus 60 Diakonissen, 1 Hilfsschwester, 20 Probeschwestern und 2 Diakonissenschülerinnen. Von diesen sind 41 in Hospitälern tätig, 11 in der Lankenau-Schule, drei im Kindergarten, 5 in zwei Altenheimen, 2 im Tabor-Kinderheim, 1 in der Kensington Dispensary für Lungenkranke, 5 in Gemeindepflegen und die übrigen sind anderweitig beschäftigt außer dreien, die im Ruhestande sind. Um den an uns herantretenden neuen Forderungen einigermaßen genügen zu können, sollten wir auf etliche Jahre hinaus wenigstens um zehn Schwestern jährlich zunehmen. Im Altenheim befanden sich am 1. Januar infolge mehrerer Todesfälle nur 44 Personen, darunter fünf Ehepaare. Nur 6 Insassen waren unter 70 Jahren alt, 12 dagegen über 80. — Das Kinder-Hospital schließt sein Berichtsjahr am 31. Dezember. Seit Eröffnung dieses Hospitals am 15. Mai 1889 wurden hierselbst 14,706 Kinder aufgenommen, davon 981 im Jahre 1915, darunter 36 Unglücksfälle. Von diesen 981 zahlten 304 den üblichen Satz, 302 steuerten etwas bei und 375 wurden frei verpflegt. Von den 57 Todesfällen traten 14 ein innerhalb 24 Stunden nach der Aufnahme. 701 Operationen wurden vollzogen an den 821 chirurgischen Fällen; 160 Kranke waren medizinische Fälle. In der Dispensary oder Poliklinik wurden 3561 arme Kinder 19,367 Male behandelt, nämlich 1546 chirurgische und 939 medizinische Fälle, 817 Ohren-, Nasen- oder Hals- und 259 Augenleiden. Durch die seit etlichen Jahren bestehende Regel, daß die chirurgischen Patienten, wenn irgend möglich, bei jeder Behandlung 10 Cents beisteuern zu unseren Auslagen für Verbandstoffe, gingen im letzten Jahre $1346.50 ein. Die Gesamtausgaben der Anstalt, abgesehen von der Lankenau-Schule, beliefen sich auf $52,152.48, die durch Einnahmen von Pflegegeldern und durch Zinsen der von Herrn Lankenau hinterlassenen Fundierungsgelder gedeckt wurden, was uns angesichts der Verteuerung fast aller Lebensbedürfnisse mit herzlichem Dank gegen Gott erfüllt.

In dieser Sitzung wurde auch die Resignation des seit Dezember 1913 unserem Verwaltungsrat angehörenden Bankiers, Herrn E. Clarence Miller, mit tiefem Bedauern angenommen und ihm unser Dank für seine Dienste wie auch für sein ferner uns zugesichertes Interesse ausgesprochen. Nach Rücksprache mit uns schied er nämlich von unserem Verwaltungsrate aus, um die Wahl als Glied der Publikationsbehörde unseres General-Konzils anzunehmen, die angesichts besonders großer finanzieller Unternehmungen seines Rates und Beistandes noch mehr bedarf als unser Mutterhaus. An seine Stelle wurde einstimmig Herr Peter Woll jr. gewählt, ein in der hiesigen Geschäftswelt geachteter Fabrikant, der aber ganz besonders für die Innere Mission ein warmes Herz hat und deshalb auch gern Herz und Hand bietet zur Förderung der Diakonissensache. Wir haben da-

mit durch Gottes Gnade guten Ersatz gefunden für Herrn Miller, dessen reges Interesse für die verschiedenen Zweige der Reichsgottesarbeit auch in weiteren Kreisen bekannt ist. Ueberhaupt schätzt sich unser Mutterhaus glücklich, einen Verwaltungsrat zu haben, der hervorragende Männer zu solch wichtiger Arbeit in rechtem Verständnis und Geist vereint.

Für 1915 wurden die bisherigen Beamten einstimmig wiedererwählt, nämlich Herr Richter William H. Staake als Präsident, Herr Gustav A. Schwarz als Vize-Präsident und der Anstaltspastor als Schriftführer. Herr Edmund R. Teubner ist schon seit Jahren der Schatzmeister unseres Mutterhauses, in welchem Amte er sich mit großer Treue und Weisheit bewährt. Dafür wurde ihm durch einen besonderen Beschluß herzlichst gedankt.

Der treue Heiland, dem wir ja zu dienen suchen, erhalte uns diese Männer noch auf viele Jahre und fördere das Werk unserer Hände bei uns zu seiner Ehre!

Anstaltschronik.

Seit dem letzten Bericht ist der Tod aufs neue in unserem Altenheim eingekehrt. Es starb am 22. Januar Frau Elisabeth Steinmann im Alter von 88 Jahren. Sie war 15 Jahre bei uns gewesen. Am 4. Februar folgte ihr die fast 80 Jahre alte Frau Caroline Unverzagt, die erst am 13. Juni 1911 zu uns kam, und am 5. Februar die fast 90jährige Frau Elisabeth Reeves. Sie war 14 Jahre im Altenheim gewesen. Für die beiden letzten, die ihre Pilgerfahrt hier beendeten, fand in unserer Kapelle am 8. Februar ein gemeinsamer Trauergottesdienst statt.

Frau Caroline Berger zog am 29. Januar in unser Altenheim ein und Frau Minnie Raimann am 10. Februar. Möge es ihnen ein trauliches Heim werden und ihr Lebensabend ein heller und freundlicher sein.

Schon zum zweitenmal seit dem Bestehen des Altenheims durften Insassen in demselben ihre goldene Hochzeit feiern; diesmal Herr Georg Holzhauser und seine Ehefrau Julie, geb. Heckmann. Es traf sich schön, daß der 6. Februar ein Sonntag war, so daß im Hauptgottesdienst die Gemeinde der beiden Jubilare fürbittend gedenken konnte.

Am 1. Februar begleitete Frau Oberin etliche erholungsbedürftige Schwestern nach Cape May Point. Diese sollten unter der Obhut von Schwester Friedericke Ostermann einige Wochen in der im Sommer als Ferienhaus für die Schule dienenden Cottage zubringen. Man war gespannt zu erfahren, ob das Haus auch in Winterkälte behaglich sein würde, und da es gleich tüchtig kalt wurde, war dazu gute Gelegenheit. Die Nachrichten lauten recht zufriedenstellend, so daß man hoffen darf, das im letzten Sommer erworbene Eigentum werde auch in dieser Beziehung gute Dienste leisten.